

(Nachdruck verboten.)

## 12] Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

### 13. Kapitel.

(Frühlings- und Ferienlust; Wiederauftreten des Herrn Morieur; ein längerer Blick der „Dame in Trauer“, ein Aufstieg ins Gebirge und ein Gärtner mit einer Schere.)

In der Tat, das einzige Gute, das solche Prüfungen haben, sind die Ferien, die sich ihnen anschließen. Drei Wochen hatte er nun frei — er warf sich daheim aufs Sofa und streckte die Beine, als wenn er sie gleich durch die ganzen drei Wochen hindurchstrecken wollte. Und auch gefeiert wurde er! Frau Rebekka, die nun endlich ganz beruhigt war, fragte ihn feierlich, was er denn heute essen wolle. Das war noch nicht dagewesen. Und Asmus nahm seinen Flug bis zum Gipfel der Imagination und sagte nach einigem Erwägen: „Pflaumenkuchen mit Pflaumenmus.“ „Sollst Du haben“, sagte Frau Rebekka und flog in die Küche an den Herd.

Was sein Vater ihm gab, war anderer Art. Asmus sah mit einem Buch an seinem gewohnten „Schreibtisch“, und Ludwig Semper sah an seinem Arbeitstisch und machte Zigarren. Und obwohl Asmus ihn nicht ansah, wußte er wieder ganz genau, daß die Augen seines Vaters auf ihm ruhten, und er hütete sich wohl, den Blick zu erheben und die zärtlichen, sommerwarmen Augen seines Vaters zu verschonen. Er las nicht mehr, er sah immer auf dasselbe Wort und dehnte sich in der Zukunftsweite dieses Blickes, dehnte sich langsam, kaum merklich, aus Furcht, die Sonne möcht' es merken und sich verhüllen; er fühlte sich von einem heiligen Licht umflossen und sah in diesem Licht, wie goldene Stäubchen die Millionen seligen Erinnerungen seiner Kindheit wirbeln.

Und noch ein anderes Herzensglück sollten diese Tage ihm bringen. Als Asmus eines warmen Frühlingstages am Fenster stand und auf seiner Beihand-Geige nach einer Notenschrift in den Wolken phantasierte, wurde heftig geklopft. Im selben Augenblick sprang auch schon die Tür auf, und wer trat herein? Morieur. Morieur mit bleichem, verzerrtem Gesicht und weit vorgezogener Hand.

„Ich wollte Dir die Hand zur Versöhnung bieten“, sagte er.

„Bravo!“ rief Asmus, indem er klatschend einschlug, „wie geht's Dir? Was machst Du? Komm, setz' Dich ins Sofa! Steck Dir eine Zigarre an, eine feine Brasil. Trinkst Du lieber Bier oder Kaffee?“

Er war nahe daran, seinem Freunde Kost und Logis für drei Monate anzubieten; denn er mußte reden, um seiner Gemütsbewegung Herr zu werden. Er schämte sich viel mehr als sein Freund; er war über und über rot geworden, lief planlos im Zimmer hin und her und stellte seinem Gast die beiden besten Stühle hin, obwohl er ihn ins Sofa gebeten hatte.

Morieur fing an, von seinem Verschulden zu sprechen. „Aber ich bitte Dich!“ rief Asmus, „sprich nicht davon. Wenn ich mich vertrage, hab' ich alles Vergangene vergessen. Ich hatt' es sowieso schon vergessen. Da — hier — spiel' mir was vor!“ Er drückte ihm die Geige in die Hand. „Bitte, bitte, die F-Dur-Romanze!“

Und Beethovens Töne schwammen alle Kleinigkeiten hinweg.

Drei Wochen sollte er so genießen! Was konnte man da für Spaziergänge machen, für Bücher lesen, für Duette spielen, für Gedichte machen — es war nicht auszudenken! Ganze Epopöen konnte man dichten! Er begann auch sofort mit einer breit angelegten Dichtung „Niobe“, in der die vierzehn Kinder der bejammernswerten Tantalstochter einzeln starben. Ach ja, Ferien waren doch noch schöner als die schönsten Unterrichtsstunden! Auch als Junge war er — wenn seine Mitschüler ihn nicht peinigten — mit Lust zur Schule gegangen, ja, die Geschichts- und Geographie- und Physikstunden des Herrn Cremer waren ihm zuzeiten das Liebste auf der Welt gewesen; aber das Allerliebste blieben doch die Ferien. Als er noch in der Klasse des Herrn Köfing

gewesen war, da war eines Morgens ein Lehrer gekommen und hatte gesagt:

„Ihr könnt wieder nach Hause gehen, Herr Köfing ist krank.“

„Hurra!“ hatte die ganze Klasse geschrien. Da hatte der Lehrer gerufen: „Jungens, seid Ihr des Teufels Wenn Euer Lehrer krank ist, brüllt Ihr Hurra?“

Aber das war eine tendenziöse Zusammenstellung. Sie dachten gar nicht an die Krankheit des Herrn Köfing; sie dachten nur an ihre Freiheit. Sie gönnten dem Lehrer jedes Wohlbefinden, wenn er nur nicht kommen wollte. Und auch Asmus hatte Hurra geschrien . . .

Aber seine Ferien waren noch nicht ganz; einige Tage mußte er noch in die Schule zum Unterrichten, und dann mußte er noch eine Prüfung ablegen: prüfend sollte er geprüft werden. Da der kranke Lehrer noch immer nicht wieder erschienen war, so mußte Asmus „seine“ Klasse bei der öffentlichen Prüfung vorreiten. Das war wieder eine bange Stunde; denn hinter ihm, neben ihm, an den Wänden entlang und auf den Bänken der Kinder saßen und standen sämtliche Damen und Herren des Kollegiums. Auch Laura war natürlich da und die beiden Leonoren; und ganz hinten auf der letzten Bank saß Beatrice, oder, wie sie eigentlich hieß: Gilde Chavonne. Sie hatte zum ersten Male die Trauer abgelegt, wenn auch nur in ihren Kleidern; sie trug ein leuchtend braunes Kleid, und in diesem Kleide, mit ihrem reichen braunen Haar und ihren melancholisch-braunen Augen war sie brünetter, hübscher und stolzer denn je. Und mit einem Male sprang in Asmus' Seele ein Imperativ empor: dieser Stolz sollst du imponieren. Den Blick dieses Mädchens wählte er sich zum Leitstern durch die schwere Stunde, und nichts gibt der Arbeit eines Siebzehnjährigen einen feurigeren Aufschwung, als wenn auf ihr der Blick eines Weibes ruht.

Als die Prüfung vorüber war, sagte der Oberlehrer nichts; er wiegte nur wohlwollend auf und ab das Haupt. Als die Damen das Zimmer verließen, sah Asmus, daß Fräulein Chavonne sich mit einer Kollegin über ihn unterhielt; denn diese blickte ihn wiederholt von der Seite an; Gilde Chavonne aber heftete, bevor sie hinausschritt, noch einmal den Blick auf ihn, als habe sie den kleinen Herrn erst heute kennen gelernt, und was das Merkwürdige war: sie wandte den Blick nicht weg, wie es sonst die Mädchen zu tun pflegen, wenn der Blick eines Jünglings ihrem beobachtenden Auge begegnet: offen, fest und ernst blickte sie ihm ins Auge.

Nach völlig beendeter Prüfung wollte Semper sich von den Herren des Kollegiums verabschieden.

„Was fällt Ihnen ein!“ rief einer der Herren, „Sie müssen mit uns.“

Asmus erklärte, er könne nicht, er habe „fürchtbar viel zu tun“, und als der joviale Herr ihn nicht lassen wollte, sagte er leise: „Ich habe kein Geld.“

„Wofür halten Sie mich denn?“ rief der Lehrer lachend, „wenn ich Sie einlade, brauchen Sie doch kein Geld.“

Nun ging es in eine halbländliche Kneipe, wo man in Lauben saß und der Wirt noch ein Köppchen trug. Asmus war glücklich und stolz; die Herren behandelten ihn nicht nur als Kollegen, sie nannten ihn sogar so. Und sie waren über die Mähen lustig und erzählten sich in seiner Gegenwart die ausgelassensten Schnurren. Asmus sah mit weit offenen, lachenden Augen da. Er hatte mit jener scheuen Ehrfurcht, die er vor allem Unbekannten hegte, diese Herren für Halbgötter gehalten, die hoch über der Lust gewöhnlicher Sterblicher dahinwandeln. Die Entdeckung, daß sie fröhliche Menschen waren, war ihm ein fröhliches Wunder. Sie gefielen ihm noch viel besser.

Einer der Herren zog Asmus in ein Gespräch über Rousseau. Er meinte, das Leben Rousseaus sei tadelnswert und seine Theorien seien nicht ausführbar. Aber Asmus war schon beim dritten Glas und verteidigte seinen Liebling wie eine Löwin ihr Junges. Rousseau sei der beste der Menschen gewesen, und alle seine Ideen seien ausführbar, wenn man nur wolle.

„Na, Herr Semper,“ warf ein etwas eingetrockneter Herr aus der Runde ein, „darüber können Sie doch wohl noch nicht urteilen.“

„Nee“, sagte der Herr.

Und Asmus rezitierte mit hochgeröteten Wangen:

„Monument von unsrer Zeiten Schande,  
Ew'ge Schmachschrift deiner Mutterlande,  
Rousseaus Grab, gegrühet seist du mir!  
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens?  
Fried' und Ruhe suchtest du vergebens;  
Fried' und Ruhe fand'st du hier

Wann wird doch die alte Wunde narben?  
Einst war's finster, und die Weisen starben;  
Nun ist's lichter, und der Weise stirbt.  
Socrates ging unter durch Sophisten,  
Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,  
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt.

Die Worte „Schande“, „Schmachschrift“, „Sophisten“ und „Christen“ hatte Asmus mit vorzüglicher Betonung hervorgehoben.

„Ja, das ist ja sehr formvollendet,“ sagte der Gedörte mit einer empörenden Kälte, „aber Schiller ist für mich auch nicht maßgebend.“

„Was? Schiller —?“

Asmus wollte aufspringen; aber jener andere Herr legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Ich werde Ihnen mal Rousseaus „Bekenntnisse“ leihen; die werden Sie interessieren.“

„O ja! Herzlichen Dank!“ rief Asmus und am nächsten Tage stürzte er sich in die „Bekenntnisse“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Herr von Kaarnajärvi.

Von Juhani Aho.

Aus dem Finnischen übersetzt von Laura Feil.

(Fortsetzung.)

„Holla!“ schrie er und schwang die Fägel, damit das Tier noch geschwinder in Gang käme. „Was für eine Dumheit ist's doch, so dazuhoden und über seine Sünden nachzubrüten! Bin ich denn um ein Haar schlechter als andere?“

Als er sich endlich dem Hause des Hauptmanns näherte und mit Gepolter in den Hof einfuhr, fühlte er sich wieder so frank und frei, als läge sein Gewissen irgendwo unter dem Steinpflaster versteckt; durch keine Ritze, keine Spalte konnte es hindurch — es war sorgfältig vergraben.

Kurz bevor der Gutsbesitzer in den Hof einfuhr, war Botberg zum Hauptmann zu Besuch gekommen.

„Sieh da, kommt da nicht gar der alte Salunko angefahren?“ riefen beide aus, als sie Hellmans ansichtig wurden. „Wahrhaftig! Das ist er! Er kommt gewiß, um die Sache gütlich beizulegen.“

„Ich wüßte sonst nicht, was ihn herführen sollte,“ meinte der Amtmann. „Tun wir, als ob wir gerade die Köpfe darüber zusammengefedert hätten. Das soll ein Hauptspah werden!“

Es bereitete den Weiden in der Tat einen Hauptspah; denn sie schüttelten sich nur so vor Lachen.

„Es wird urtomisch sein, einmal zu sehen, wie sich der Alte . . .“

„Pst! Ruhig!“ mahnte der Hauptmann. „Er ist bereits im Wohnzimmer. Jetzt die Amtsmiene aufgesetzt! Weist Du, geh Du doch lieber erst ins Nebenzimmer und horche.“

Der Amtmann hatte just noch Zeit gehabt, im Nebenzimmer zu verschwinden, als Hellman bereits die Schwelle betrat. Er kam ziemlich schneidig herein und warf Pelzmütze und Handschuhe auf einen Sessel nieder.

„Guten Tag!“ sagte er so kurz angebunden, wie gewöhnlich. Der Hauptmann hatte rasch am Tisch Platz genommen, seine Brille aufgesetzt und tat nun so, als ob er in die Lektüre von Akten vertieft wäre. Wohl ließ er es sich anmerken, daß er Jemanden hatte eintreten hören, aber erst nach geraumer Zeit hob er den Kopf in die Höhe und blickte über die Brille hinweg nach seinem Besucher hin.

„Guten Tag!“ gab er frostig und langsam zurück, dabei eine unangenehme Ueberraschung heuchelnd.

Hellman hatte sich vorgenommen, so aufzutreten, als wenn gar nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre, doch dieser kühle Empfang raubte ihm das bisherige Selbstgefühl, das er unterwegs allmählich wiedererlangt hatte. Nichtsdestoweniger versuchte er es beizubehalten und trat näher, um dem Hauptmann die Hand zu reichen.

Obgleich der Händedruck des Beamten keine besondere Herzlichkeit verriet, ermutigte er Hellman doch so weit, daß er unangefordert auf dem Sopha Platz nahm. Seine Augen schweiften dabei etwas scheu im Zimmer umher, wanderten dann hinaus über Mauern und Dächer, da es dem Hauptmann noch immer nicht gefallen wollte, das Wort zu ergreifen. Er sah nach wie vor mit erzwungener Ruhe da, nur wandte er den Kopf beständig

zur Seite, aus Angst, daß sein Gesicht seine innere Heiterkeit doch widerpiegeln könnte.

„Womit kann ich Euch denn dienlich sein, geehrter Herr?“ fragte er schließlich sehr gemessen.

„Um . . . na ja . . . ich komme eigentlich wegen der leidigen Affäre von neulich . . . Na, ich meine, sie ist zwischen uns vergessen. Lassen wir sie vergessen sein; wir wollen kein Wörtchen darüber reden . . . Warum sollten wir Brüder einer Gemeinde um solcher Kindereien willen in Haber leben?“

Und er versuchte dabei zu lächeln und die ganze Affäre quast mit einer leichten Handbewegung abzutun.

„Es ist mir lieb, mein Freund, daß Ihr selbst die Affäre als eine leidige bezeichnet; denn es ist eine leidige Affäre, in der Tat, besonders für uns.“

„Schon gut . . . schon gut! Macht nicht solch Aufhebens davon! Wozu auch? Ich will ja die Sache in Ordnung bringen.“

„Ah, Ihr wollt die Sache in Ordnung bringen? Ihr seid also dazu bereit, die Geschichte auf gütlichem Wege auszutragen?“

„Um . . . so, so . . . na ja . . . natürlich, natürlich! Das freut mich zu hören.“

„Ja, dazu bin ich bereit. Was würden wir auch dabei gewinnen, wenn sich erst das Gerücht da hineinmischet? Es handelt sich ja auch nur um eine ganz geringfügige Sache. Was würden wir durch das Gerücht erreichen? Wir würden nur müßige Zungen in Bewegung setzen. Es ist das Beste, die Sache bleibt unter uns. Abgemacht?“

Der Hauptmann verharrete immer noch mit abgewandtem Kopfe, aber von Zeit zu Zeit schielte er zur angelehnten Tür hinüber, durch deren Spalt ein Auge des Amtmanns hindurchblingelte.

„Um, hm!“ hüßelte der Hauptmann ein paar mal. „Wißt Ihr aber auch, geehrter Herr, welche Strafe gesetzlich Eurem Verschulden gebührt?“

„Nein, das weiß ich nicht; jedenfalls kann sie nicht gar groß sein . . . die ganze Sache ist eine Lappalie.“

„Ja, alles hängt davon ab, wie man es auffaßt. Erlaubt, daß ich Euch im Gesetzbuch den Paragraphen zeige, der sich auf unsere Angelegenheit bezieht. Da kommt einmal her und leset selbst.“

Der Hauptmann hatte merkwürdig schnell den betreffenden Paragraphen gefunden und schob nun das Gesetzbuch dem Gutsbesitzer zu. Dieser trat näher an den Tisch heran, beugte sich ein klein wenig darüber, hat aber den Hauptmann, ihm die Stelle vorzulesen.

„. . . Weil ich meine Brille nicht bei mir habe,“ entschuldigte er sich.

„Gesetz de dato 26. November 19 . . . betreffend falsche Verschuldigungen, sowie andere Ehrenbeleidigungen . . .“ begann der Hauptmann mit lauter Stimme, indem er während des Lesens den Text mit dem Finger begleitete. „Paragraph sieben. Wer einen anderen vorsätzlich in seiner bürgerlichen Ehre kränkt oder ihn in seiner amtlichen oder obrigkeitlichen Würde herabsetzt . . . Das letztere hat t Ihr getan.“

„Schön, schön . . . weiter, weiter.“

„. . . sei es durch Worte, durch Tätlichkeiten oder durch Schmähungen, die er selbst weiter verbreitet, beziehentlich durch andere verbreiten läßt — oder wer einen anderen fälschlich eines Verbrechens oder einer Handlungsweise bezichtigt, die geeignet ist, ihn in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, wird zu Zwangsarbeit in der Dauer von zwei Monaten bis zu zwei Jahren oder zu Gefängnis in der Dauer von einem Monat bis zu einem Jahre, eventuell zu einer Geldstrafe von fünfzig bis tausend Mark verurteilt.“

„So? Wirklich? Um! Ganz schön . . . Aber ist das Gesetz noch in Kraft?“

„Es ist kürzlich erst sanktioniert worden. Bitte, seht selbst.“

„Schon gut . . . schon gut! Das stimmt! Ich sehe, ich sehe . . . Also fünfzig Mark Strafe wären zu zahlen?“

„Ja, fünfzig Mark ist das geringste; aber das geringste Strafmaß kommt in diesem Falle nicht in Anwendung. Eine Korporation in öffentlicher Sitzung beleidigen, das gehört zu den größten Delikten und wird mit dem höchsten Strafmaß geahndet.“

„Das glaube ich nicht.“

„Wie es Euch beliebt. Wir können ja den Gerichtspruch abwarten.“

„Na, jedenfalls kämen doch wohl mildernde Umstände in Betracht. Ich war nicht völlig nüchtern.“

„Ihr war t völlig nüchtern; wir alle können dies bezeugen.“

„Ich war n i c h t nüchtern,“ brauste Hellman auf, dann schwieg er eine Weile und kante an seinem Schnurrbart. „Na, meinetwegen denn, legen wir die Sache friedlich bei,“ begann er endlich wieder. „Warum sollten wir auch nicht?“

„O, ich bin sehr gern dazu bereit, so weit es auf meine Person ankommt. Mich hat, aufrichtig gesagt, die Sache weniger erost. Mir ist es ganz angenehm, wenn die Angelegenheit gütlich ausgetragen wird, allein . . .“

„Ich danke Euch, ich danke,“ fiel ihm Hellman ins Wort und schüttelte dem Hauptmann kräftig die Hand.

„O, nichts zu danken, nichts zu danken . . . wie gesagt, was meine Person betrifft . . . aber die anderen werden nicht damit einverstanden sein, am wenigsten der Amtmann, den Ihr am größten beleidigt habt. Es wäre daher das Beste, glaube ich, Ihr würdet Euch persönlich zu Amtmann Botberg begeben, um Euch mit ihm auseinanderzusetzen und auszuföhnen.“

„Ja, ich will gehen, jetzt gleich will ich zu ihm, Er wird schon

mit sich reden lassen. Was glaubt Ihr, wird er sich zu einer gültigen Beilegung verstehen?"

„Möglich.“

„Hat er sich darüber Euch gegenüber nie ausgesprochen?"

„Ich bin in letzter Zeit mit ihm gar nicht zusammengekommen.“

„Nun, einmal doch wohl! Was sagte er da? Hegte er starken Groll gegen mich?"

„Ja, das muß ich sagen, er ist recht gallig über Euch.“

(Fortsetzung folgt.)

## Neue Wagneriana.

Jetzt sind auch Wagners Briefe an seine erste Frau unter dem Titel „Richard Wagner an Minna Wagner“ (Verlag von Schuster u. Loeffler, Berlin und Leipzig) herausgekommen. Sie füllen zwei Großkottabände und umspannen 21 Jahre, die Zeit von 1842 bis 1863.

Es war eine höchst tragische Ehe, die zwei so grundverschiedene Menschen 27 Jahre hindurch an einander fesselte. Was konnte Wagner dafür, daß er ein Genie war? Was konnte Minna dafür, daß sie dies geniale Wesen niemals begreifen lernte? Obgleich Schauspielerin von Talent, vermochte sich ihr Geist doch nie über eine dürre nüchterne Hausbudenheit zu erheben. Sie sah im künstlerischen Menschen eben nicht mehr, als daß er Marktsähigkeit besaß. Warum mußte Wagner Werke von ewigem Gehalt schaffen? Ihr leuchtete diese Mission nicht ein. Warum mußte Wagner immer gegen den Strom schwimmen? Wo er doch so fabelhaft leicht unsinnig viel Geld gewonnen hätte, wenn er sich dem blöden alltäglichen Geschmad der Philisternmenge angepaßt hätte. Oder wenn er als Talisfordvirtuose durch die Welt gezogen wäre. Es ist richtig: Minna hatte bereits die Königsberger, die Rigaer und vornehmlich die erste vierjährige Pariser Leidensperiode durchgemacht. Ohne schwere Anfechtungen war diese Zeit gewiß nicht geblieben. Ewige Enttäuschungen mochten ihr Vertrauen, vielleicht auch ihre Gesundheit für immer erschüttert haben. Minna blieb kränzlich. Ein nervöses Herzleiden, gegen dessen Bekämpfung Opiate angewendet wurden und gegen welches jedwede Kur sich scheinbar erfolglos erwies, plagte die arme Frau und brachte ihr endlich 1866 den Tod. Rein, sie verstand Wagner nicht. Sie verstand ihn wahrcheinlich von Haus aus nicht; allenfalls ging sie noch mit dem Komponisten des „Rienzi“, „Fliegenden Holländer“ und „Lohengrin“ einigermaßen mit; aber dann gab sie ihn auf. Ihre künstlerische Anschauung war verküppelt — weiter ging's nicht. Minna sagt es selbst, und Wagner bestätigt es ihr: sie besaß nicht jenes Maß von Liebe, die alles umspannt. Würde es denn so weit gekommen sein, daß Minna den Einflüsterungen kleinlicher Geister, dem Klatsch und Tratsch einmal über das andere Mal erlegen wäre? Ihre Liebe, wenn sie solche jemals besessen hatte, verflüchtigte sich in qualerische Zweifel, in alles zeretzenden Pessimismus. Sie glaubte an Wagner nicht; sie gab sich auch keine Mühe, an ihn zu glauben. Und leitend grenzenlose Eifersucht sich ihrem Unglauben gefelle, da flohen alle guten Geister von ihr. Wenn sie den Mann doch nicht zu lieben vorgab, warum quälte sie ihn denn fortwährend mit ihren Vorwürfen, mit ihren kleinlichen Nechtereimpeln, mit ihrer tödlichen Eifersucht? Warum suchte sie ihn von seinem rechten Wege abzubringen? Warum schuf sie sich und anderen ewige Pein? Jedenfalls ist diese Frau in ihrem ganzen verneinenden Wesen ein psychologisches Rätsel. Gewiß, auch Wagner war unberechenbar, seine Laune machte die merkwürdigsten Sprünge. Was alles mußte er aber auch aushalten! Und teilte er sich ihr mit, sprach er von seinen Plänen, von seiner Zukunft, so hatte Minna nur schneidenden Zweifel für ihn. Er unternimmt das menschenmöglichste; denn ihm ist eine glückliche Häuslichkeit desto mehr festliches Bedürfnis, je mehr er in der Welt herumzigeunern muß. Der Notwendigkeit — und Minna zuliebe — zwingt er sich zu einer viermonatigen Kapellmeisterstätigkeit in London, dann zu einer sechs-jährigen an der Dresdener Hofoper. Er erträgt die Fessel, bis er nicht mehr kann. Sein Schöpfergenie läßt sich nicht an den Karren der Alltäglichkeit spannen. Minna habert, groß! Warum blieb Wagner nicht „Agl. sächsischer Postkapellmeister“? Es wär' doch so schön — und vor allem eine so sichere Brotstelle gewesen. Er aber konnte nicht; sein Blut rebellierte; er sprang in die Reihen der Revolutionäre. Einer, der die Mission in sich trug, die Kunst zu erneuern, er sollte teilnahmslos zugehören haben, wie die politische Freiheit und das Menschenrecht menschlings gemordet wird? Nur das nicht! Doch wie zeigte sich Minna? „Seit meiner Anstellung in Dresden“ — schreibt Wagner am 17. April 1850 von Paris an die in Zürich zurückgebliebene Frau — „tritt Deine wachsende Mißstimmung gegen mich genau mit der Zeit und in dem Grade ein, als ich — meinen persönlichen Vorteil vergessend — im Interesse meiner Kunst und meiner künstlerischen wie menschlichen Unabhängigkeit den elenden Direktionsverhältnissen jener Kunstanstalt mich nicht mehr zu fügen vermochte und mich dagegen auflebte. — In dieser entscheidenden Periode meines Lebens wird jeder, der mich genau beobachtete und mich zu verstehen suchte, zugestehen müssen, daß alles, was ich tat, eine unausbleiblich richtige Konsequenz meines künstlerischen Wesens war, dem ich eben — trotz aller persönlichen Gefahren — treu blieb.“

Daß ich endlich nicht nur als Künstler, sondern als Mensch auch mich gegen all die lasterhaften Zustände empörte, die — bei meiner leidenschaftlichen Natur — niemand zu größerer Qual empfinden konnte, als gerade ich, das muß demjenigen höchst erklärlich — und daher auch gewiß nicht tadelnswürdig erscheinen, der mir genau gefolgt wäre, wie ich Schritt für Schritt — nicht sprungweise — zu dem Standpunkt als Künstler und als Mensch gelangte, den ich jetzt einnehme: er hätte erkennen müssen, daß ich hierin nicht willkürlich und aus Eitelkeit verfuhr, denn er hätte beobachtet, wie ich darunter litt: er hätte mir demnach Trost und Mut zugesprochen, und mein Weib hätte dies getan, wenn sie sich Mühe hätte geben wollen, mich zu verstehen, wozu sie keineswegs der Dichter-Gelehrsamkeit bedurfte, sondern nur der Liebe! — Wenn ich von einem neuen Verger, von einer neuen Kränkung, von einem neuen Mißlingen tief verstimmt und erregt nach Hause kam, was spendete mir da dieses mein Weib anstatt des Trostes und erhebender Teilnahme? Vorwürfe, neue Vorwürfe, nichts als Vorwürfe! Häuslich gefasst, blieb ich dennoch zu Hause, aber nicht um mich anzusprechen, mich mitzuteilen und Stärkung zu empfangen, sondern um zu schweigen, meinen Kummer in mich hineinfressen zu lassen, um — allein zu sein! Dieser ewige Zwang, unter dem ich solange schon lebte, und der mir nie erlaubte, nach einer Seite hin mich ganz gehen zu lassen, ohne zu den heftigsten Ausritten zu gelangen, lastete auf mir und zehrte an meiner Gesundheit. Was ist alle körperliche Pflege, die Du mir allerdings reichlich angedeihen liehest, gegen die notwendige geistige für einen Menschen von meiner inneren Erregtheit! Entfinnt sich wohl meine Frau, wie sie es einst über sich vermochte, acht Tage lang mich auf dem Krankenbette zu pflegen, kalt und ohne Liebe, weil sie mir eine heftige Äußerung vor meiner Erkrankung nicht vergeben konnte?"

Er erinnert Minna dann an ihr beiderseitiges letztes Zusammensein in Weimar unmittelbar nach seiner Flucht aus Dresden. Minna war zwar mit Wagner zu dessen Schwager nach Chemnitz mitgereist, jedoch wieder nach Dresden zurückgekehrt, wo ihr nun die Polizei eröffnete, daß hinter ihrem Gatten ein Stedbrief erlassen werde. Bevor Wagner Deutschland ganz verließ, wollte er aber noch seine Frau einmal sehen — selbst auf die Gefahr hin, sich „fangen zu lassen“. Sie war wirklich gekommen, allerdings aus ganz anderen Beweggründen. „Ich kann die Nacht nicht vergeffen, in der ich in meinem Zufluchtsorte geweckt wurde, um meine Frau zu empfangen: kalt und vortwurfsvoll stand sie vor mir und sprach die Worte: „Nun, ich komme, wie Du es durchaus verlangt hast: jetzt wirst Du zufrieden sein! Reise nun fort, ich lehre ebenfalls noch die Nacht um!“ — Es gelang mir endlich, Dich in Jena zu einem herzlichen warmen Abschiede zu gewinnen. Dieser Abschied war mein Trost in die Ferne. Nur einen Gedanken hatte ich: schnelle, unberzögliche Wiedervereinigung. Feurig und seelenvoll hat ich Dich darum in meinen Briefen. Da endlich erhielt ich auf dem Lande bei Paris jenen unglücklichen Brief, der mich in seiner Lieb- und Herzlosigkeit zu Eis erstarrete. Du erklärtest mir, nicht eher wieder zu mir kommen zu wollen, als bis ich Dich im Auslande durch ein Verdienst ernähren könnte: auch sprachst Du deutlich aus, Du heggest keine Liebe mehr zu mir... Und so schrieb Minna in dem Augenblick, wo ihr Wagner von Bordeaux aus mitgeteilt hatte, daß zwei edle Bewunderer seiner Kunst, nämlich die Frauen Ritter in Dresden und Lausot in Bordeaux die vollkommene materielle Sicherung seines Lebens übernommen hätten! Arbeiten sollte er, eine Oper für die Pariser schreiben, die Geld einbrächte. Nur deshalb sollte er nach Paris gehen! Es ist klar, daß eine Frau, die, um ihn von Zürich wegzutreiben, erklärt hatte, sie müsse „endlich die Stube schenern und das Logis reinigen lassen“, überhaupt eine grenzenlose Nichtachtung für den künstlerischen Genius bezeugen konnte. „Alle meine Ansichten und Bestimmungen blieben Dir ein Grauel — meine Schriften verabscheuest Du, trotzdem ich Dir deutlich zu machen suchte, daß sie mir jetzt nötiger wären, als alles unnütze Opernschreiben. Alle Personen, mit denen ich nicht gleichgültig war, verteidigtest Du, alle mir Gleichgesinnten verdammtest Du, — ich durfte sie vor Dir nicht einmal entschuldigen.“... Weil Wagner die Ausichtslosigkeit erkannte, mit Minna jemals glücklich zusammenleben zu können, obwohl er immer bestrebt ist, sie für ihre mit ihm „nutzlos verlebte Jugend, für ihre mit ihm überstandenen Drangsale zu belohnen“, entschließt er sich, nach Griechenland und dem Orient zu gehen. Es ist dazu nicht gekommen. Er lehrte bald wieder nach Zürich zurück. Es tritt dann zwischen Minna und Wagner eine Frau: Mathilde Wesendonk. Diesem reinen, zarten Seelenbunde verdankt die Welt „Tristan und Isolde“, das Musikdrama des „tönenden Schweigens“. Nun erfolgte eine mehrjährige Trennung. Minna ging nach Dresden zurück. Wagner streifte in Italien umher, ging auf vier Monate nach London, lehrte nach Zürich zurück, lebte wieder in Venedig und kommt im Frühjahr 1859 nach Luzern, um von hier anfangs September abernals sich nach Paris zu wenden. Die Zeitpanne zwischen 1859 bis Frühjahr 1861 umfaßt Wagners erneute Versuche, als Komponist in Paris Wurzel zu fassen. Er gibt 1860 verschiedene Konzerte in Brüssel und Paris. Endlich gelangt es ihm, wenn auch nicht den „Tristan“, so doch den „Tannhäuser“ an der Großen Oper zur dreimaligen Aufführung zu bringen. Minna hatte er diesmal zur Ueberriedelung zu bewegen vermodt. Es schien, als würde das Zusammenleben dauernden Bestand erhalten; doch wer das nur ein holder Wahn. Die Wagner, das heißt dem „Tannhäuser“ bereitete Niederlage zerstückte alle Glück-

Idole. Minna trennte sich im heiderseitigen Wunsche und zog dauernd nach Dresden. Wagner verbrachte die nächsten Jahre auf Reisen, bald im Interesse einer Tristan-Aufführung, bald um des lieben Brotes willen Konzerte gebend. Mit einer kurzen Mitteilung vom 28. September 1863 aus Penzing bricht der Briefwechsel ab.

Aber auch diesmal schien der Bruch nicht unheilbar zu sein, wenn man den von Braager mitgetheilten Briefen Wagners glauben darf, worin er seine Sehnsucht nach Minna ausdrückt und behauptet, daß das frühere freundschaftliche Verhältnis leicht wieder hergestellt werden können. Man ersieht hieraus, wie sehr Wagner allzeit darauf bedacht war, mit Minna den Abend des Lebens in Glück und Ruhe gemeinsam zu feiern. Aber nicht bloß sein Wunsch und Wille war es. Wenn man nämlich diese 289 Briefe an Minna durchgeht, so findet man Blatt um Blatt Beweise seiner zärtlichen Fürsorge, einer Fürsorge, die rührend schön genannt werden muß. Das Letzte gibt er her, nur um Minna ohne Sorgen, ja in Verhaglichkeit zu wissen. Seine Liebe hörte nicht auf. Er bellagte immer das Loß der Frau an seiner Seite. „Arme Frau“, rief er aus, als keine Hoffnung auf Wiedervereinigung mehr bestand, „arme Frau, die mit einem Ungeheuer von Genie sich zurecht finden sollte!“ Und im Frühjahr 1864, als alles vorüber war, sagte er zu Frau Eliza Wille: „Unter meiner Frau und mir hätte alles gut gehen können! Ich hatte sie nur zu heillos verewöhnt und ihr in allem nachgegeben! Sie fühlte nicht, daß ein Mann wie ich nicht mit gebundenen Flügeln leben kann! Was wußte sie von dem göttlichen Rechte der Leidenschaft, welche ich in dem Flammentode der aus der Götterhuld verstorbenen Walküre verlor! Mit dem Todesopfer der Liebe tritt die Götterdämmerung ein...“ Minna starb, wie bereits oben gesagt, 1866. Kurz vor ihrem Tode hatten die Feinde Wagners von München aus verbreitet, er lasse seine Frau in Dresden bittere Not leiden, sie sei genötigt, sich als Feinwäscherin durchzubringen, während er in Luxus schwelge! Das Gegenteil war wahr, und es ehrt Minna, daß sie jene gemeine Verdächtigung Wagners in einem offenen Briefe widerlegte. So fehlte es dieser traurigen Ehe doch auch nicht an einem verständlichen Abschluß.

Indes sind die vorliegenden Briefe noch in anderer Hinsicht bedeutungsvoll. Sie offenbaren nicht nur die Misere eines stetigen Kampflebens, welches Wagner dank der Kurzsichtigkeit der Minwelt zu führen gezwungen war; sie geben auch gleichzeitig weitere und höchst wichtige Anhaltspunkte über Wagners Annesirungsversuche. Im ganzen und großen waren sie uns ja aus den Mittheilungen und dem inzwischen veröffentlichten Briefwechsel Wagners mit verschiedenen seiner Freunde, wie Liszt, Bülow, Präger, Uhlig, Rödel u. a. bekannt. Hier jedoch erfahren jene Tatsachen ihre detaillierte Ergänzung und Bekräftigung. Zunächst war Wagner über die Unannehmlichkeit seines schweizerischen Exils vollkommen beruhigt. Als sich zwei Jahre später das Gerücht verbreitete, er sei begnadigt worden, nahm er diese Zeitungsnote mit „fürchtbarer Gleichgültigkeit“ auf. Genug, aber der Stedbrief war nicht nur nicht zurückgenommen, sondern auf Betreiben des Ministers Veust erneuert worden. Allerdings gesteht Wagner 1854, daß „es auf die Länge der Zeit denn doch ein Elend mit seinem Aufenthalt in Zürich sei, das endlich doch zu fühlbar wird, als daß es immer nur durch stolze Entsamung zu bekämpfen und zu unterdrücken wäre. Ich gestehe, daß — wenn mir heute der Großherzog von Weimar die Erlaubnis auswirkte, in seinem Ländchen ungestört leben zu dürfen, ich wahrscheinlich mich nicht lange befinden würde, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen“. Liszt nährte die Hoffnung auf diese Verwirklichung; ja, er unternahm Schritte in solcher Richtung. Natürlich ohne Erfolg, denn noch 1861, als er für Wagner ohne dessen Willen die Verleihung eines Ordens erbat, ließ der Großherzog erst vorsichtig in Dresden anfragen, ob das dort vielleicht übel vermerkt werden würde. Man bedeutete ihm, in solchem Falle würden alle Orden revidiert werden, die der Großherzog zuvor an Dresdener Würdenträger ausgeteilt hätte! Die sächsische Regierung ließ Wagner sogar auf Schritt und Tritt beobachten und verlangte 1859 nicht nur seine Ausweisung aus Venedig von der österreichischen Behörde, sondern ließ Wagner sogar noch 1863 in Wien beobachten. Wenn Wagner inzwischen auch zweimal an den König Johann von Sachsen wegen der Aufhebung des Ausweisungsdokrets geschrieben hatte, so läßt sich daraus keineswegs auf Ariererei bei Wagner schließen. Wohl hatte er einmal schon den Gedanken erwogen, ob er sich der sächsischen Staatsgewalt nicht doch auf Gnade oder Ungnade stellen sollte, wiewohl bereits zehn Jahre seit dem Dresdener Aufstand verstrichen waren. Er war aber rasch von dieser Absicht abgekommen. Dem sächsischen Hof traute er eben die erbärmlichsten Handlungen zu. Mehrmals läßt er sich in scharfen Ausdrücken darüber aus. Sein Groll gegen den Dresdener Hof, wo er „wie ein räudiger Hund“ behandelt worden sei, war ebenso tief als sein demokratisches Freiheitsgefühl. Schließlich sprach er es offen aus, daß er sich überhaupt auf keinen Fürsten verlassen wolle. Wenn Sachsen ihn endlich annehmen werde, so würde das nicht seinetwegen geschehen, sondern — Schanden halber. . . .

Betrachten wir also diese Briefe an Minna genauer, so gewinnt das Charakterbild Wagners auch gerade nach seiner menschlichen Seite und im besonderen hinsichtlich seiner Steifnädigkeit gegenüber

Fürstenthronen nur noch an Sympathien — wenn wir nicht schon hierfür von mancher Seite, wie von Hans v. Bülow u. a., neuerdings auch durch Angelo Neumann („Erinnerungen an Richard Wagner“) sehr glaubwürdige Beweise empfangen hätten.

Ernst Kreowski.

## Kleines feuilleton.

### Medizinisches.

Der Erreger des Gelenkrheumatismus. Im Gegensatz zu dem chronischen Rheumatismus, der auf krankhaften Veränderungen des Stoffwechsels beruhen muß, ist der akute Rheumatismus mit immer größerer Sicherheit als eine ansteckende Krankheit festgestellt worden, die wahrscheinlich von Bakterien vermittelt wird. Nicht nur die Beobachtungen an einzelnen Kranken haben zu diesem Schluß geführt, sondern auch die Erfahrung, daß dies Leiden epidemisch auftreten kann. Die wichtigsten Arbeiten über die Bakteriologie des akuten Rheumatismus hat der deutsche Forscher Wassermann geleistet, nach ihm aber hat eine große Zahl von anderen Fachleuten sich der gleichen Aufgabe gewidmet und die Ergebnisse seiner Untersuchungen bestätigt. Jetzt hat Professor Beattie aus Sheffield neue Versuche mit einem Kleinwesen angestellt, das er von drei typischen Fällen dieser Erkrankung ausgeschieden hatte. Das wichtigste Ergebnis dieser neuen Forschungen, die ihr Urheber in der Märznummer der Medico-Chirurgischen Gesellschaft in Sheffield vorgetragen hat, ist in der That zu erblicken, daß es ihm gelungen ist, durch Einimpfung jenes Keims bei Kaninchen eine Krankheit zu erzeugen, die in ihrem klinischen Bild durchaus die Merkmale des akuten Rheumatismus trug, wie er beim Menschen auftritt. Das betreffende Kleinwesen gehörte zu der Gruppe der Streptokokken und fand sich bei den geimpften Thieren nur in den Gelenken, nicht aber im Blut oder in den Ausscheidungen der Gelenke. Durch Einspritzung in die Adern verursachte Professor Beattie ferner bei Kaninchen mehrfach Gelenkentzündung und auch eine Entzündung der inneren Herzhaut. Die Sterblichkeit unter den Versuchstieren betrug 40 v. H., aber eine Wiederherstellung war selten. Möglicherweise hat der englische Forscher tatsächlich den eigentlichen Erreger des Gelenkrheumatismus gefunden, denn die Versuche, die von ihm und anderen Gelehrten mit Streptokokken von anderer Herkunft als rheumatischer Erkrankung gemacht worden sind, haben ein ganz verschiedenes Ergebnis geliefert, das der Krankheit, wie sie beim Menschen auftritt, unähnlich war.

### Hydrographisches.

Die Entstehung des Grundwassers. Nach den von v. Bettendorfer aufgestellten Regeln über den Kreislauf des Wassers gelangt das an der Oberfläche der Meere verdunstende Wasser in Form von Regen auf die Erde, bringt in dieselbe ein und tritt oberhalb einer undurchlässigen Schicht als Quelle zutage, um in den Wasserläufen der Erdoberfläche wieder ins Meer zurückzugelangen. Hiergegen machte, wie wir im „Prometheus“ lesen, Vogler schon in den achtziger Jahren geltend, daß die Niederschläge im allgemeinen nicht ausreichten, um die sich überall findenden großen Vorräte an Grundwasser immer neu zu ergänzen. Die Verdunstung des Regenwassers ist auch weit größer, als man bisher angenommen hat, und andererseits ist der Teil der Niederschlagsmenge, welcher in den Untergrund eindringt und zur Vermehrung des Grundwassers beiträgt, viel geringer, als bisher angenommen wurde. Ein starker Gewitterregen bringt z. B. in Sandbergen, gut durchlässigen Boden nicht tiefer als 20 bis 25 Zentimeter ein, und wenn nicht neuer Regen nachfällt, verdunstet das Wasser wieder, ohne bis an den Grundwasserspiegel zu gelangen. Im Durchschnitt verdunstet an der Erdoberfläche mehr Wasser, als vom Himmel herabfällt. Auf die Bildung und das Verhalten des Grundwasserspiegels hat demnach die Niederschlagsmenge nur untergeordneten Einfluß, und Haebide hat nachgewiesen, daß in der That die Bildung des Grundwassers weniger auf das Eindringen von Niederschlagswasser als auf das Eindringen von Wasserdampf in die Erde zurückzuführen ist. Er setzte einen mit kleinen Steinen gefüllten Keller dicht am Strande des Meeres in eine Grube und füllte diese wieder mit heißem Dünenande auf. Am folgenden Tage befand sich trotz heißer, regenloser Zeit in dem Keller klares, salzfreies Wasser. Eine in Siegen 1,7 Meter tief eingegrabene, mit Sand und Abfall versehene und gegen Regenfall geschützte Platte lieferte stets Tropfenwasser, wenn vor dem Regen die Luftfeuchtigkeit zunahm. Diese Versuche weisen darauf hin, daß das Grundwasser wenigstens teilweise durch Kondensation des mit der Luft in das Erdinnere eindringenden Wasserdampfes gebildet wird. So erklärt sich auch, daß z. B. das Steigen des Grundwasserspiegels vielfach schon vor dem Regenfall eintritt, wenn die Luft ganz besonders mit Wasserdampf gesättigt ist; die Kondensation des Wasserdampfes und die Wasserbildung tritt dann in der Erde schon früher ein, als die Abkühlung draußen zum Regenfall führt. Auch die bekannte Tatsache, daß sich nicht selten nicht unterhalb der Spitzen hoher Berge fast nie versiegende Quellen vorfinden, läßt sich auf Grund dieser Anschauung ebenso zwanglos erklären, wie die Bildung von Hochseen, die in bedeutender Höhe von 1300 bis 2000 Meter liegen.